

Wer aufrichtig bereit ist, sich zu ändern, kann eigene Irrtümer und Irrwege freimütig eingestehen. Wenn die Kirchen sich so verhalten, verlieren sie zwar den Ruf, immer recht zu haben, gesellschaftlichen und politischen Einfluß, auch Geld und eingeschriebene Mitglieder, sie riskieren ihre Existenz. Aber das müssen sie, wenn sie das Wort ihres Stifters ernst nehmen: daß sein Leben verlieren muß, wer es gewinnen will.

Rudolf Kautzky

Kirche am Scheideweg

Man kann es allenthalben hören, und diverse Berichte gerade dieses Heftes bestätigen es, das kirchliche Klima hat sich in den letzten Monaten gewandelt. Der Haupttrend geht auf Beruhigung. Vorbei ist das große Aufbegehren der späten sechziger Jahre. Von kirchlichen Aggressionsgruppen und Protestbewegungen weiß man wenigstens hierzulande nur noch vom Hörensagen. Was so etwas wie eine innerkirchliche Opposition war und sich in sog. Reformgruppen gebildet hat, hat sich längst wieder in den Hintergrund verzogen. Wo Initiativen weitergeführt werden wie die Aktion „Offene Kirche“, geschieht das in bescheidenem Maße und mit wenig zahlreicher Anhängerschaft. Dem Wirbelwind der Kontestation folgt wieder Beschaulichkeit. Die großen Schlagworte sind am Verstummen. Von Demokratisierung wird kaum noch geredet, Strukturfragen erzeugen nur noch müde Reaktionen. Manches große Thema der letzten Jahre, die Zölibatsdiskussion zum Beispiel, erregt trotz weiterer Abgänge vom geistlichen Amt die Gemüter nicht mehr, vor päpstlicher und bischöflicher Autorität zieht man weder besonders häufig den Hut, noch lehnt man sich jeden Tag dagegen auf. Und selbst dort, wo der Eindruck da ist, eine zentrale Kirchenbehörde rechtfertige, mehr als gut und notwendig ist, zweifelhafte Stilmittel disziplinärer Auseinandersetzung (Stichwort: römische Lehrverfahren), fühlt sich im Grunde nur eine sehr kleine Schicht angesprochen. An Konfrontation scheinen nur noch wenige Gefallen zu haben, und auch dort, wo es um Reformen zu werben und zu überzeugen gilt, stimmt man ohne viel Aufhebens für den Kompromiß oder entscheidet sich für den Weg des Nachgebens. Symptomatisches Beispiel: Auf der letzten

Vollversammlung der Synode setzten sich die Bischöfe in allen wesentlichen Punkten, in denen sie Bedenken anmeldeten oder Einspruch erhoben, durch. Sie hatten dabei gar nicht einmal sehr viel Mühe. Die Synodalen und vor allem die zuständigen Kommissionen „ergaben“ sich erstaunlich bereitwillig — auch in solchen Fragen, die wenig mit Auseinandersetzungen um Glaube und Sitte (Gottesdienst, Ehefragen), sondern hauptsächlich mit kirchlicher Organisation (Rahmenordnung für die Bistümer, nachsynodale Zusammenarbeit zwischen Hierarchie und Laien) zu tun hatten. Man schloß sich den Forderungen der Bischöfe sogar dort an, wo das Resultat (z. B. im Falle gemeinsamer Konferenzen zwischen Vertretern der Bischofskonferenz und des ZdK) das Gegenteil von dem bedeutete (im zitierten Falle nämlich so gut wie nichts, weil ohnehin verwirklicht ist, was angestrebt wird), was ursprünglich intendiert war. (Gemeinsame Konferenzen zwischen Führungsmitgliedern der BK und dem ZdK gibt es jetzt schon, was sie mit einem nachsynodalen Organ zu tun haben sollen, ist nicht einsichtig.)

Rückkehr zum alten Kirchenbild?

Nun wird es nicht wenige geben, die sich über so viel Nachgiebigkeit freuen und den sich darunter verbergenden Ermüdungsprozeß synodaler Gremien in Kauf nehmen. Nach jahrelanger zerfleischender Selbstkritik, nach einer aufreibenden Zeit des innerkirchlichen Kräfteverschleißes, der Lädierung tradiierter religiöser und gesellschaftlicher Autorität mag es befreiend wirken, wenn festgestellt wer-

den kann: Diese Autorität setzt sich wieder durch; diejenigen, die der Kirche wohlwollen, mit Herz und Verstand in ihr leben, bleiben und arbeiten wollen, wissen sich dem Möglichen und Notwendigen zu fügen; unter der verwirrenden Oberfläche ekklesialer und theologischer Gegensätze und (gerade in ihrer christlichen Motivation) divergierender politischer und sozialer Optionen, wird wieder der feste Halt der einen Kirche sichtbar. Man kann verstehen, daß die längst vorausgeahnte und teilweise herbeigesehnte Wende mit Befriedigung zur Kenntnis genommen wird. Man kann auch verstehen, daß die Hierarchie aus ihrer eigenen Unsicherheit erwacht, wieder klare Linien vorzeichnen will und daß nicht wenige Hirten und Gläubige nach einer Phase exorbitanter, aber im Niveau recht unterschiedlicher Problematisierung aller Instrumente und Inhalte des Glaubens sich wieder nach mehr Ruhe in Glaubensdingen sehnen und aus Sorge, sonst der Ortlosigkeit zu verfallen, damit auch unbequem gewordene Ordnungen neu kampf- und problemlos akzeptieren. Wie antwortet doch ein deutsch-römischer Prälat vor gut zwei Jahren kurz und bündig auf eine Umfrage über den Zustand der Kirche: „Es sieht miserabel aus, aber ich sehe Land. Die totale Mitbestimmung, jüngste Form des Totalitarismus, aber himmlische Seligkeit dieser Generation ist in bezug auf religiöse Erfahrung und deren Vermittlung so absurd, daß diese dümmste aller denkbaren Dummheiten zuletzt der Kirche wieder eine Chance geben wird“.

So gesehen ist Land nun da. Tatsächlich hat der Schiffbruch mit einer am Muster der Fundamentaldemokratie orientierten Kirchenreform viele Reformer mit nicht wenigen Blessuren aufs alte Festland zurückgeworfen, während andere in unsicheren Gewässern mühselig und orientierungslos weiterschwimmen oder von den verschiedenen Ideentransportern mit unbestimmtem Kurs an Bord gezogen wurden. Wir erleben es im Weltlichen wie im Kirchlichen: Nach dem Prinzip der totalen Egalität läßt sich keine Gesellschaft aufbauen und kein Gemeinwohl organisieren. In der profanen Politik, wo beim Wahlbürger die materielle Existenzsicherung im Spiel steht (frei nach Marx die „Magenfrage“), setzen sich solche Einsichten und die dadurch ausgelösten Gegenströmungen (wie der Wandel in der Bevölkerung und innerhalb des gegenwärtigen bundesdeutschen Regierungsbündnisses zeigt) sogar etwas schneller durch als in der sauerstoffarmen Luft „christlicher“ Freiheitspropheten, die meinen, der Glaube bedürfe keiner äußeren Autorität, er gedeihe schon durch Kultivierung religiöser Selbsterfahrung auf gruppenspezifischem Wege und sein inneres Gesetz sei schon erfüllt durch politisch-soziales Engagement zugunsten der Menschen. Sofern die Lehren aus den letzten Jahren noch nicht gezogen sind, bedarf es da durchaus der nachholenden Selbstprüfung.

Aber heißt das nun Rückkehr in jenes Gehäuse, aus dem die Kirche mit dem Konzil ausgebrochen war? Bedeutet das die Rückkehr zu einem Glaubensverständnis, für das

die Lehrsätze sozusagen vom Himmel fallen, für deren Verständnis Geschichte nur übergestülptes Beiwerk ist? Von neuem Hinwendung zu einer Kirchenverfassung, in der zwar Räte geduldet und sekundäre Entscheidungsprozesse delegiert werden, aber der alte kirchliche Zentralismus, jetzt ausgestattet mit den Mitteln modernster technischer Kommunikation, die die Urteilsfindung beschleunigen und die Überwachung erleichtern, weiterlebt? Zuflucht zu einer verwalteten Religion und zu einer religiösen Verwaltung, nach denen alles religiöse und sittliche Leben in deontologischen Prinzipien erschöpfend darstellbar ist, und für den, der geistlich und profan daraus leben soll, verständlich gemacht und mittels einer gestrengen Gesetzesordnung in kirchliches Leben, das diesen Namen verdient, übersetzt werden kann?

Von der Gleichheitsideologie längst Abschied genommen

Es ist eine häufig sich wiederholende Tragik der Geschichte, auch der Geistes- und Religionsgeschichte, daß sie von einem Extrem ins andere pendelt und daß diejenigen, die diese Pendelbewegungen auslösen oder ihnen unterliegen, keine Kraft mehr bleibt für einen notwendigen Schritt nach vorne oder auch nur für lebenswichtige Korrekturen. Werden wir mit unserer Kirche in den kommenden Jahren wieder ein neues, womöglich angesichts des Drucks einer säkularistischen Lebensweise fast tödliches Exempel solcher Tragik erleben?

Die reale Gefahr ist gegeben, zahlreiche Beispiele lassen sich dafür nennen. Die Strukturen sind eines davon. „Vermenschlichung“ des Kirchenregiments, der Ausübung der Autorität in der Glaubensgemeinschaft, war eines der ersehntesten Ziele und Strebungen, die mit der Durchführung des Konzils verbunden waren. Wenn man vom „Geist des Zweiten Vatikanums“ sprach, war zuvorderst die Vermenschlichung von Autorität, die Umformung formeller in bruderschaftlich ausgeübte Sachautorität gemeint. „Charismatischer“ Leichtsinn und Unkenntnis der Bedeutung von übergeordneten Strukturen und des Gewichts von Entscheidungsträgern, die von Mehrheitsbestimmungen unabhängig sind, führte wenigstens in der die öffentliche Diskussion beherrschenden „Theorie“ zu einer Nivellierung der Verantwortlichkeiten, zu viel Unsicherheit in der Amtsführung und zur (wenigstens scheinbaren und subjektiv empfundenen) Entwertung von kirchlichen Leitungsaufgaben. Ein Stück akuter Priesterkrise steckt in diesem Vorgang. (Allerdings handelt es sich dabei um ein psychologisches Problem auf Grund eines durch Strukturwandel bedingten Anpassungsdrucks. Unsicherheitsgefühle darüber, ob man als Priester, Ordensmann, Pfarrer, Spiritual usw. überhaupt noch gebraucht werde, mutet angesichts der enormen „Marktlücke“ fast seltsam an und hat vermutlich weniger mit dem Ruf nach Mitverantwor-

tung und Mitsprache aller als mit Unsicherheit in Glaubensfragen und mit Zweifeln an der Lebens- und Gestaltungskraft christlicher Verkündigung zu tun.)

Mochte es aber zeitweilig so aussehen, als werde die Kirche durch *Einebnung des Amtes* und durch kongregationalistische Experimente von unten (über die Gemeinde, über den Gottesdienst) ausgehöhlt, so besteht diese Gefahr gegenwärtig nicht mehr. Sie hat in der Breite des Kirchengewolkes wohl auch nie bestanden. Die kirchliche Autorität ist nicht in Frage gestellt, und wenn nicht alles täuscht, setzt sich auch wieder ein nüchterner Sinn für eine mit dem biblischen Befund zu vereinbarende, theologisch begründbare und soziologisch stützbar persönliche Amtsverantwortung gegenüber einer aus dem politischen Raum übernommenen Gleichheitsideologie, nach der alle über alles entscheiden, durch. Jetzt schon ist die Gefahr viel größer, daß die Verantwortlichen in der Kirche vor solchen Tendenzen allein auf die Sicherheit der Institution setzen, allein auf die „bewährten“ Formen der Leitung (Papst allein, Bischöfe allein, Pfarrer allein, Laien vor allem zuständig in Fragen weltlicher Kompetenz) vertrauen und alle synodalen Elemente, die sich in den letzten Jahren herausgebildet haben, auf ein (gerade noch konzidiertes) Minimum zurückschrauben möchten (möglichst wenig oder gar keine Mitentscheidung der pfarrlichen und diözesanen Gremien, Privilegierung reiner Klerikerräten gegenüber gemischten Pastoralräten usw.).

Wer Strukturfragen nach einer Phase der Überproduktion von Gremialität so regeln will, dem muß man unterstellen, daß er eine der Grundwirklichkeiten der gegenwärtigen Kirche nicht sieht oder falsch einschätzt, die Tatsache nämlich, daß auch der Christ, für den der Glaube ein existentielles Anliegen ist, den größten Teil seiner Zeit aus Erfahrungsgeschichten lebt, die nicht nur in Spannung zu dem stehen, was er in der Kirche (im Gottesdienst, im Verhalten der Hierarchie, in der Konfrontation mit dem kirchlichen Gesetz) als Kirche erlebt, sondern oft auch zu seinem persönlichen Glauben. Gelingt es nicht, diese Erfahrungsgeschichten in kirchliche Entscheidungsprozesse miteinzubringen, hat kirchlicher Glaube in einer Umwelt, die religiös für den einzelnen kaum Halt bietet, keine Chance. Er wird sich, beliebig geworden, auf der einen Seite in außerkirchlichen Formen zwischen transzendenter Sinnsuche und ideologiefremdem Diesseitiglauben weitertradieren oder auf der anderen Seite in weltlosen kirchlichen Formen dem Sektierertum anheimfallen. Wenn es nicht gelingt, die Kirche als Gemeinschaft von Klerikern (Hierarchie) und Laien darzustellen und zwar so, daß auch Erfahrungen der Laien Eingang finden in die Nervenzentren kirchlichen Lebens, bleiben alle Forderungen nach kirchlicher Neubelebung und nach einem neuen missionarischen Schwung nach außen leere Wünsche. Die Kirche kann *kirchlichen* Glauben nur glaubhaft machen, wenn er durch die profanen Erfahrungen der Gegenwart, auch durch die einer latenten Gottlosigkeit hindurch (und diese in Existenz und Ethos umformend) Gestalt gewinnt und

sich in einer Kirche ausprägt, in der der Mensch sich in seiner existentiellen Erfahrung wiedererkennen und in der er auch die Strukturen (einschließlich der Gesetzgebung und der konkreten Autoritätsausübung) kognitiv und emotional bejahen kann.

Vordergründig mag in dem Ausbau der Mitverantwortung der Laien die „Teilhabe am Krummstab“ eine Rolle spielen. Hintergründig geht es um die Frage, ob die Kirche in ihren Lebensäußerungen und in ihrer Struktur eine Wirklichkeit verkörpert, in der der einzelne als gläubender Bürger dieser Welt leben kann oder ob er diese Kirche, nicht in dem, was sie fordert und was sie als Lebensziel formuliert, sondern in dem, wie sie agiert und sich verhält, trotz allen guten Willens als Fremdkörper empfindet.

Die Chancen sind gegeben, reichen die Kräfte?

Schon hinsichtlich ihres inneren Zusammenwirkens steht also die Kirche am Scheideweg. Noch deutlicher aber wird diese Entscheidungssituation in dem Bereich, wo Kirche und Welt am intensivsten und am konkretesten verklammert und verwoben sind und wo auch der gelebte Glaube am unmittelbarsten Ausdruck der Durchdringung weltlicher (man könnte auch sagen) humaner Wirklichkeit ist. Es handelt sich dabei vor allem um Fragen der *Moral*, denn hier hat die Kirche nicht nur zu zeigen, daß ihre Forderungen innerhalb eines bestimmten Normensystems logisch stringent sind, sondern hier muß sie zeigen, daß Schöpfungswirklichkeit und Geschichte in ihrer eigenen Verkündigung und Gesetzgebung zum Tragen kommen. Das beste Beispiel, um die Problemlage zu verdeutlichen, ist im Augenblick das Thema *Ehe*.

Nach einer Phase der Unsicherheit über einen allseits spürbaren Normenabbau in der Ehe und im Sexualverhalten, ist in der Diskussion auch dieser Fragen wieder Nüchternheit eingekehrt. Eine naiv am Lustprinzip orientierte Ethik stößt an ihre Grenzen, und neue Zwänge werden als Folge der sexuellen Emanzipation sichtbar. Die Ehe ist zwar im Einzelfall gerade als Partnerschaftsehe anfälliger geworden, eine Scheu vor lebenslanger ernsthafter Bindung wird hinter der Neigung zu „freien“ Verhältnissen deutlich, aber zur Ehe als Institution gibt es keine gesellschaftliche Alternative, alles, was als Alternative kolportiert wird, ist nicht viel mehr als Oberflächenspiel. Und wie selbst Jugendumfragen zeigen, wird eine solche Alternative auch gar nicht ernstlich begehrt.

Im Schutz dieser Erkenntnis, die die Kirche in ihrer Anwaltschaft für die Stabilität von Ehe und Familie bestätigt, hätte die Kirche die historische Chance, ihr eigenes Eheverständnis und entsprechend das Eherecht neu zu ordnen. Wenn aber nicht alles täuscht, beschränkt man sich sowohl bei der Reform des kanonischen Rechts, wie bei der Suche nach pastoralen Hilfen um teils recht fragwürdige kasuistische Regelungen: Erweiterung der Nullitäts-

gründe hier, Zulassung Geschiedener zu den Sakramenten unter bestimmten Bedingungen dort, wenn die Verpflichtungen in einem neuen Eheverhältnis die Rückkehr zur früheren Ehe nicht als geraten erscheinen lassen. Was Unauflöslichkeit heute bedeutet, daß sie ständige Aufgabe ist, an der Eheleute unter den konkreten Verhältnissen ihrer eigenen Partnerschaft mehr oder weniger schuldhaft auch scheitern können, diese Ureinsicht in die Realität Ehe heute scheint bei der Interpretation des Prinzips bzw. des Gebots ehelicher Einheit in lebenslanger Treue nach wie vor vom Verständnis der Ehe als unauflöselichem Band, das Sinn und Ziel in sich selber hat, so sehr überdeckt zu werden, daß die Zerstörbarkeit entweder als Realität nicht ernst genommen oder keine Konsequenzen für das kirchliche Recht daraus gezogen werden. Im gleichen Zuge aber stimmt man für die ständige Erweiterung von Ausnahmen, bei denen man sich mehr als einmal in logische und rechtliche Widersprüche verwickelt. Letztlich wird aber dadurch das Prinzip selbst, an dem man unter allen Voraussetzungen festhalten will, ethisch ausgehöhlt und pastoral unglaubwürdig. In dieser Beziehung war die Ehe-debatte in Würzburg ebenso theologisch hochwertig wie kirchlich verengt, anthropologisch unterentwickelt und realitätsfremd. Gelingt aber in den nächsten Jahren nicht eine existentiell vollziehbare Interpretation des biblischen Gebots als radikale Sollensnorm (vgl. ds. Heft, 433) und eine prinzipielle Umgestaltung (und nicht nur fallweise Korrektur) des kirchlichen Rechts und der kirchlichen Bußordnung nach dieser Sollensnorm, so gerät die Kirche trotz allen Bemühens um pastorale Hilfen ins eigene Getto, weil sie menschliche Grundvollzüge in ihrer eigenen Qualität und Angefochtenheit nicht erkennt.

An einem ähnlichen Scheideweg steht die Kirche *theologisch*. Die Beruhigung, die auch in der theologischen Diskussion eingekehrt ist, scheint vorläufig denen wieder mehr Auftrieb zu geben, die in der theologischen Entwicklung nach dem Konzil vornehmlich nur „Verwüstungen“ zu sehen vermochten. Sicher hat es solche Verwüstungen gegeben, aber mehr bei den Popularisierern rasch entwickelter oder umgesetzter Ideen zeitgenössischen Denkens als durch *die* Theologie selbst. Man hat bald von selbst gemerkt, daß eine einseitige Ausrichtung der Theologie an gesellschaftspolitischen Kategorien nicht nur der Kirche, sondern der Theologie selbst schadet, daß auch hier Religion nur durch Religion, Glaube nur durch Glaube und nicht durch Gesellschaftskritik oder durch einen aufgeklärten Moralismus ersetzt werden kann. Gerade weil auch hier, trotz einer generellen Schwächung von Kirche und Theologie in der Öffentlichkeit und durch sich selbst, ein Beruhigung eintritt, hätte die Theologie die bisher fast einmalige Chance, den Glauben der Christen auf seine biblischen, geschichtlichen und menschlichen Wurzeln hin durchsichtig zu machen, vorausgesetzt sie bringt selbst die Kraft auf und die Kirchenleitung läßt ihr Raum. Noch nie war die Chance größer, die eigene Tradition geschichtlich, exegetisch, dogmatisch auf ihre Übereinstimmungen und Widersprüche zu durchforsten. Eine solche Durchforstung, die jetzt mit mehr Ruhe und gründlicher bewerkstelligt werden kann, ist Voraussetzung für einen neuen geistlichen Aufschwung der Kirche. Die Frage ist, ob gegenwärtig auch die Kraft vorhanden ist, diese Chance im Dienst am Glauben der Zeitgenossen zu nutzen. Auf jeden Fall brauchen wir jetzt nicht Sicherheit und Stillstand, sondern Phantasie und Mut zum Aufbruch. *D. A. Seeber*

Kirchliche Vorgänge

Konkordatsreform in Spanien: Langsame Fortschritte

Die langwierigen Beratungen über eine Konkordatsreform in Spanien (vgl. HK, Januar 1973, 9) sind nach fast zweijährigem Stillstand in den letzten Monaten wiederaufgenommen und auf Initiative des Vatikans konsequent vorangetrieben worden. Erzbischof *Agostino Casaroli* vom vatikanischen Rat für die öffentlichen Angelegenheiten der Kirche reiste innerhalb von acht Monaten dreimal nach Madrid, sein bisheriger Mitarbeiter Nuntiaturrat *Angelo Acerbi* setzte die Gespräche

Ende Juni in Madrid fort, und am 11. Juli kam der neue spanische Außenminister *Pedro Cortina* zu Gesprächen über die Konkordatsreform zu Erzbischof Casaroli in den Vatikan. Mit den Worten „bis halb“ hatte sich Casaroli von Cortina verabschiedet, als er am 6. Juni nach dreitägigen Konsultationen Madrid verließ. Der vatikanische „Außenminister“ äußerte sich schon damals optimistischer als bei seinem ersten Besuch im November 1973; man habe in den vergangenen

Tagen mehr erreicht als in den letzten fünf Jahren zusammen und sei bereits „auf der Zielgeraden“ angekommen. Damit meinte Casaroli allerdings lediglich die *Vorverhandlungen*, die den Weg für die eigentlichen Konkordatsverhandlungen frei machen sollen.

Bischöfe an den Rand gedrängt?

Dies ist der Stand der Dinge: Der Vatikan, die spanische Regierung und die